

I. 120.

Helle Trede, Schriftstellerin/Lyrikerin

Hinterzarten

Auf dem Leiterwagen der schwerkranke Vater

1942 ist ihre Familie von Göttingen nach **Freiburg** gezogen: der Vater, Musikwissenschaftler, hatte einen Ruf an die Freiburger Uni erhalten, konnte ihn aber wegen einer Tbc-Erkrankung nicht antreten. Die Familie wohnt in der Wiehre, geht, von anderen belächelt, bei jedem Voralarm in den Keller. Die Kinder haben stets einen Beutel am Bett hängen: Trainingsanzug, Lieblingstier, Buch u.a. drin. Am 27.11.1944 Voralarm. Die ersten Bomben fallen, bevor sie im Keller sind. Das Haus wird beschädigt, aber niemand verletzt. Der Vater sagt: keine Nacht länger - und alle freuen sich, dass der Münsterturm noch steht. Sie verlassen die Stadt - für immer. Auf dem Leiterwagen: Kartoffeln, obenauf der schwerkranke Vater. Die Haushaltshilfe Hertha mit 9 Monate alter Tochter, ihr jüngster Bruder ist 8 Monate alt. In dem endlosen Flüchtlingszug im Dreisamtal bekommt das Mädchen Angst. Im **Eschbachtal** sieht sie ein Bauer, der Milch und Äpfel bringt und seine Ochsen einspannt: Er bringt sie hinauf nach **St. Peter**, wo ein großes Auffanglager in der Klosterbibliothek eingerichtet ist. Dort sind sie ungefähr sechs Wochen. Der Vater ist nicht transportfähig, so bekommen sie das kleine Leibgedinghaus, das zum **Salpeterhof** gehört oben **am Berg zwischen St. Peter und St. Märgen**. Sie müssen dafür das Jungvieh hüten, haben aber eine Milchkuh, Ziege und Hühner zur Eigenversorgung. Mutter und Hertha holen aus Freiburg immer wieder Sachen aus der Wohnung. Es gibt keine Zäune, nur Kuhglocken und Lieder und Gejodel, die unter den Hütern von Berg zu Berg ausgetauscht werden, gerade wenn Kühe zu anderen Herden stoßen. 1945 wird sie in die 2. Klasse der Volksschule **St. Märgen** eingeschult, Schulweg eineinhalb Stunden. Sie hat Angst vor Gewitter und flüchtet bei einem in den Kapfenhof, wo sie die Bäuerin tröstet und versorgt. Das bleibt so, so bekommt die Familie jeden Winter den Kartoffelbedarf für alle. 1946 zieht die Familie mit Hilfe von Edith und Georg Picht nach **Hinterzarten**. Der Vater arbeitet mit Picht am Platonarchiv, das im Altbirklehof untergebracht ist. 1947 stirbt er, Picht wird Vormund. Die Großeltern ziehen zu ihnen, der Großvater war Pfarrer. Heimarbeit für die Firma Faller. Ihr letzter Arbeitsplatz ist der Birklehof, wo sie 13 Jahre als Erzieherin arbeitet. War verheiratet, ein Sohn, reiste in alle Welt und ist seit zwei Jahren wieder in Hinterzarten. Schreibt Lyrik, macht Lesungen.

Freiburg 1944

Zwei Jahre zuvor war unsere Familie (Vater, Mutter und vier Kinder) von Göttingen nach Freiburg gezogen. Mein Vater hatte einen Ruf an die Freiburger Universität erhalten (er war Musikwissenschaftler). Seine schwere Krankheit verhinderte jedoch, dass er ihm folgen konnte; er hatte TBC. 1944 mussten wir ständig bereit sein, in den Luftschutzkeller zu gehen. Wir waren dort immer die ersten und wurden oft belächelt, weil wir bei jedem Voralarm in den Keller gingen. Wir Kinder hatten alles Notwendige in einem Beutel am Bett hängen. Ein Trainingsanzug war darin, ein Lieblingstier oder Puppe, ein Buch und anderes.

Am 27. November 1944, wir aßen gerade zu Abend, gab es Voralarm. Die ersten Bomben fielen aber schon, bevor wir den Keller erreicht hatten, in den Voralarm hinein.

Wir wohnten in der Wiehre. Ein gnädiger Wind hatte offenbar die so genannten „Christbäume“ über einen anderen Stadtteil verweht; denn unser Haus war zwar beschädigt, wir konnten es aber nach 20

LEBENSBLIDER

ein Projekt

Nach der ersten Lesung 1997 (Anna Achmatowa) im Buchladen im Roten Haus in Titisee-Neustadt beschlossen Sibylle Steinweg und Helle Trede, die Reihe „Lebensbilder“ von Lyrikerinnen fortzuführen. Helle Trede erarbeitet diese Bilder aus Biographie und Werk der Dichterinnen und tritt in den Lesungen fast immer in Dialog mit Künstlerinnen und Künstlern anderer Kunstrichtungen (Musik - Malerei). Die Lesungen können jedoch auch ganz für sich stehen.



Helle Trede, 1938 in Göttingen geboren, schreibt seit 1987 ausschließlich Lyrik. Sie veröffentlichte drei Lyrikbände und publizierte Gedichte in Anthologien und Literaturzeitschriften (der Literat, das Gedicht). „Helle Trede zu lesen, ist ein Wiederfinden der Poetik... ein klarer, ballastloser Blick auf uns alle, die wir uns „in den Beschädigungen einrichten“ – so schonungslos, da er ohne Brille sieht und vor dem Leser Bilder entstehen läßt, so als hätten wir noch Träume. Die Dichterin träumt uns.“ (Emily Pütter)

Im Vordergrund ihrer künstlerischen Arbeit stehen die Lesungen, nicht nur der eigenen Texte, und der Dialog mit anderen Kunstrichtungen.

Helle Trede lebt und arbeitet in
Hinterzarten/Schwarzwald

Minuten Luftangriff unverletzt verlassen. Ich höre den Vater noch sagen: „Ich bleibe hier keine weitere Nacht mit den Kindern.“ Und so verließen wir die Stadt für immer, was wir damals jedoch noch nicht wussten. Unser erster Blick galt dem Münster. Noch heute spüre ich die Erleichterung der Eltern, als mein Vater von draußen hereinkam und sagte: „Er steht noch (der Turm.)“

Wir füllten einen Leiterwagen mit Kartoffeln, obenauf saß unser schwerkranker Vater. Unsere damalige Hilfe, Hertha, hatte eine kleine Tochter, neun Monate alt, und mein jüngster Bruder war acht Monate alt. Zwei Kinderwagen also standen uns noch zur Verfügung. Noch in der Bombennacht verließen wir die brennende Stadt zu Fuß, vorbei an Blindgängern, die jederzeit explodieren konnten. Schlimmer aber war das Feuer. Das Bersten der Häuser, überall verstörte Menschen, von denen unzählige, gleich uns, die Stadt verließen.

Der glühende Himmel blieb hinter uns zurück.

Im Luftschutzkeller, so erinnere ich es, hatte ich noch eher ein Gefühl von Sicherheit. Die Eltern waren ruhig, wenngleich doch fassungslos. Wir waren im Keller immer so eine Art „Familienklumpen“. Der kleinste Bruder schlief, während die Bomben fielen, auf einem großen Kissen unter dem Luftschutzbett. Alle anderen saßen eng beieinander, um uns die Eltern. Aber draußen auf der Flucht, in dem großen, verängstigten Strom der Menschen, bekam ich Angst.

Für einen Augenblick konnten wir nicht weiter. Wir blieben am Wegesrand im Eschbachtal stehen. Das sah ein Bauer, er sagte, wir sollen uns setzen, und brachte Milch und Äpfel. Dann spannte er einen Ochsen vor einen großen Heuwagen, auf dem vor allem der Vater und die Kinder Platz fanden und brachte uns das Tal hinauf nach St. Peter, in ein großes Auffanglager, welches in der Klosterbibliothek eingerichtet war.

*Vor
dem dunkelsten Tor
steht ein Engel
es blüht noch
eine Rose
im nächtlichen Garten*

**Freiburg 1944 oder New York September 2001,
Afghanistan, Israel/Palästina, Irak.**

*Und immer noch
Bomben
auf dieses Nirgends mehr
die ortlose Finsternis*

*brennende Worte
durchdringen die Nacht
Todesfackeln*

*die in unseren Frieden
blühen*

Tschetschenien 1999

*Dies Land
jenseits
unserer Vorstellungen
versunken
auf den Grund
der Finsternis*

*In Schatten
geschrieben
die Worte
die mir fehlen*

Flucht

*Sie lassen ihre Lieder zurück
unter einem Stein
mit dem sie ihr Land
versiegeln*

*Sie finden sich
in fremden Sommern*

*Von der Höhe des Tages
kommend
der Wind
nichts sage
vom Blühen*

Ungefähr sechs Wochen lebten wir in dem Auffanglager in St. Peter. Mein Vater war zu krank, als dass man uns hätte weiter transportieren können, wie so viele der Menschen, die mit uns die Stadt verlassen hatten. Meine Mutter und Hertha hatten offenbar signalisiert, dass sie arbeiten könnten. Und so bekamen wir das kleine Leibgedinghäuschen, welches zum Salpeterhof gehörte, zugewiesen. Weit oben am Berg, zwischen St. Peter und St. Märgen, lag das Häuschen, unten im Tal der Hof.

Die Bedingung für unser Wohnen war, dass das Jungvieh des Bauern in unseren Stall kam und wir es hüten sollten. Dafür bekamen wir aber auch eine Milchkuh, die wir für uns melken durften. Milch, Sahne, Butter, die wir im „Rumpelfass“ herstellten – alles für uns. Dazu hatten wir später noch eine Ziege, ein kleines Schwein und Hühner. Wasser gab es im Brunnen vor dem Haus. Das Toilettenhäuschen war über den Löschteich gebaut. Wir hatten eine Petroleumlampe. Wenn die abends in der Küche oder im Stall gebraucht wurde, saßen wir um und auf dem Kachelofen in der Stube und der Vater erzählte Märchen, die ich mit der Zeit auswendig kannte.

Immer wieder fuhren meine Mutter und Hertha nach Freiburg, um noch Sachen zu holen. Hilfreiche Nachbarn, die einen Lastwagen hatten, fuhren mit. Oft mussten diese Fahrten wegen des Tieffliegerbeschusses im Straßengraben unterbrochen werden. Es wurde immer klarer, dass wir nicht nach Freiburg würden zurückkehren können.

Mein ältester Bruder hütete das Jungvieh. Für mich war es eine große Ehre, ihm das Essen auf die Weide zu bringen, von dem nicht immer alles bei ihm ankam. Der Weg war weit, und ich hatte Hunger. Meistens blieb ich dann bei meinem Bruder. Wir schnitzten Stöcke und Flöten und suchten Beeren und Pilze, oder wir sangen.

Damals gab es ja noch keine elektrischen Zäune wie heute. Es gab Kuhglocken, die es heute wegen angeblicher Lärmbelästigung leider nicht mehr oft gibt. So sahen wir, dass das Vieh eines anderen Hütebuben oder –mädchen in das Feld des Nachbarn lief. Umgekehrt sahen die das aber auch bei uns. Für diesen Fall gab es ein Lied, welches von Berg zu Berg gesungen wurde. Zwischen uns lag das Tal. Es wurde nicht gerufen, nein, es wurde aus voller Kehle gesungen:

„Wehre, wehre Schade,
der Bauer wir di jage
hockt in alle Ecke
wird de Helle d’Hoor und d’Ohre
scho mol strecke
wehr di Hirt – Schadehirt
Schade fahre isch verbodde“

(Erklärung: „Schade“ - ist wenn die Kühe in das Feld des Nachbarn gehen und dort Schaden anrichten)

Auch jodelten wir uns zu, das konnte ich damals, ich war sechs Jahre alt, perfekt. So verwurzelte ich mit dem Schwarzwald und seinen Menschen. Wie sehr, das sollte ich noch oft erleben, denn meine Wege führen mich immer wieder hierher zurück.

1945 wurde ich in die zweite Klasse der „Volksschule“ in St. Märgen eingeschult. Der Weg zur Schule betrug eineinhalb Stunden. Die Gewitter waren damals, so schien es mir, außerordentlich heftig. Ich

weiß noch, dass mir Blitz und Donner große Angst einjagten. Ich reagierte völlig panisch. Vermutlich haben sich die Fliegerangriffe mit Blitz und Donner vermischt. Noch heute habe ich Mühe damit, und schon gar nicht mag ich die Übungen der Sirenen.

Einmal also, auf dem Heimweg der Schule, wurde ich von einem Unwetter überrascht und lief querfeldein durch ein Kornfeld zum nächsten Hof. Das war der Kapfenhof, der auch heute noch überaus prächtig unweit der Straße, zwischen St. Märgen und St. Peter, zu sehen ist.

Vor dem Haus stand Frau Hummel, die Bäuerin, eine tatkräftige Frau, die wie eine Sonne strahlte. Da stand ich vor ihr, die Schuhe in der Hand, barfuß und zusätzlich verängstigt, weil ich ja durch das Feld gelaufen war. Sie aber nahm mich an die Hand: „So jetzt gibt's erscht a mol a Veschber!“ Sie holte einen überdimensional großen Brotlaib und hielt ihn sich vor ihren nicht unerheblichen Bauch. Mit dem Messer ritzte sie ein Kreuz auf die Rückseite des Brotes, bevor sie große Scheiben davon abschnitt. Dazu gab es Speck und Milch zu trinken und die Zusage, dass ich jederzeit, „wenn's Wetter kunnt“, zu ihr auf den Hof springen dürfe, auch durchs Feld. Natürlich fragte sie: „Wem g'hörsch denn Du?“ und ich erzählte ihr, wie wir hierher gekommen waren.

Diese Menschen versorgten uns fortan mit vielen guten und lebenswichtigen Dingen. Vor allem für den Vater, und sie schenkten uns, als wir schon lange nicht mehr dort wohnten, jeden Winter den gesamten Kartoffelbedarf für uns alle, Jahr für Jahr.

Kürzlich war ich mit Freunden auf dem Kapfenhof und erzählte die Geschichte dem Fridolin Hummel, der damals seine Kühe auf dem uns gegenüberliegenden Feld hütete und der seinerseits jetzt nun der Seniorbauer ist und den Hof seinem Sohn übergeben hat. Plötzlich, wir waren gerade im Stall, kam der Fridolin und sagte, wir sollten in die Küche kommen. Dort hatte die Familie schon am großen Küchentisch Platz genommen. Wir wurden aufgefordert, uns dazu zu setzen, und sie hatten ein Vesper gerichtet mit Holzofenbrot und Speck, wie damals. Das hat mich völlig überwältigt, nach mehr als 50 Jahren, die dazwischen liegen.

Es gab und gibt diese Menschen und das kann heutigentags ein Trost sein.

1946 zogen wir, mit Hilfe von Edith und Georg Picht, nach Hinterzarten. Mein Vater arbeitete mit Georg Picht am Platonarchiv, welches im Altbirklehof untergebracht war.

1947 starb mein Vater.

*Es ist ein Vorhang
vor der Welt
alles Sprechen
versinkt
im den Halbtönen*

der Dunkelheit

Georg Picht wurde unser Vormund. Unsere Großeltern zogen zu uns, und der Großvater, der Pfarrer war, sorgte mit seiner Pension für unseren Lebensunterhalt. Auch erinnere ich mich an Heimarbeit für die Firma Faller, die Spielzeugeisenbahnzubehör herstellte und uns, auch die Kinder, mit Arbeit versorgte.

Vier Wochen nach meines Vaters Tod erhielt unsere Mutter ein Schreiben des damaligen Landrates, in welchem sie aufgefordert wurde, Hinterzarten mit ihren vier Kindern binnen vier Wochen zu verlassen, da wir zum Kreis der unerlaubt Zugezogenen gehörten. Dass wir keineswegs unerlaubt in Hinterzarten wohnten, konnte meine Mutter, mit Hilfe von Pichts, richtig stellen, und so konnten wir in Hinterzarten bleiben. Mein letzter Arbeitsplatz war der Birklehof in Hinterzarten, wo ich 13 Jahre als Erzieherin arbeitete. Ich war verheiratet, habe einen Sohn, war in aller Welt und lebe nun seit zwei Jahren wieder in Hinterzarten, schreibe Lyrik und halte Lesungen.

Licht

*Die Nach flieht
hinter den Schatten
tanzt
der Morgenstern
mit fernem Leuchten
und in dem
flüchtigen Augenblick
löst sich
der Morgen*

Helle Trede